



SOUAD MEKHENNET hat schon immer zwischen den Welten gelebt. Die Tochter einer türkischen Mutter und eines marokkanischen Vaters ist in Deutschland aufgewachsen, recherchiert seit dem 11. September 2001 über den islamistischen Terror, ist Sicherheitskorrespondentin der Washington Post und internationale Publizistin. 2018 erhielt sie den Sonderpreis des Nannen-Preises sowie den Ludwig-Börne-Preis.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Souad Mekhennet

Nur wenn du allein kommst

Eine Reporterin hinter
den Fronten des Dschihad

Aus dem Englischen von Sky Nonhoff



PENGUIN VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»I Was Told To Come Alone: My Journey Behind the Lines of Jihad«
bei Henry Holt and Company, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2019

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017 by
C.H.Beck oHG, München

Copyright dieser Ausgabe © 2019 by Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Bürosüd nach einem Entwurf von Rothfos & Gabler
Umschlagmotiv: © Zeljko Pehar

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10403-2

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Meinen Großeltern, Eltern und Geschwistern

Inhalt

- 9 **Prolog: Verabredung mit ISIS**
Türkei, 2014
- 16 **1. Fremde in einem fremden Land**
Deutschland und Marokko, 1978–1993
- 46 **2. Die Hamburger Zelle**
Deutschland, 1994–2003
- 76 **3. Ein Land mit gespaltener Seele**
Irak, 2003–2004
- 107 **4. Ein Anruf von Khaled el-Masri**
Deutschland und Algerien, 2004–2006
- 126 **5. Selbst wenn ich heute sterben sollte**
Libanon, 2007
- 151 **6. Die Verlorenen von Zarqa**
Jordanien, 2007
- 173 **7. Der Wert eines Lebens**
Algerien, 2008

- 188 **8. Guns & Roses**
Pakistan, 2009
- 204 **9. Mukhabarat**
Ägypten, 2011
- 228 **10. Das ist kein Arabischer Frühling**
Deutschland und Tunesien, 2011
- 246 **11. Bedrohungen**
Bahrain, Iran und Deutschland, 2011–2013
- 269 **12. Nachwuchs für das Kalifat**
Deutschland, 2013
- 282 **13. Bräute für das Kalifat**
Deutschland und Frankreich, 2014–2015
- 301 **14. Auf der Suche nach einem islamistischen Beatle
oder Wie ich Jihadi John enttarnte**
England, 2014–2015
- 326 **15. Die Radikalisierten**
Österreich, Frankreich und Belgien, 2015–2016
- 347 **Epilog: Mitten ins Herz**
Deutschland und Marokko, 2016
- 364 **Dank**
- 367 **Anmerkungen**

Prolog: Verabredung mit ISIS

Türkei, 2014

Ich sollte allein kommen. Ohne Ausweispapiere oder sonstige Dokumente; Handy, Aufnahmegerät, Uhr und Handtasche sollte ich in meinem Hotel in Antakya lassen. Erlaubt waren lediglich ein Notizbuch und ein Kugelschreiber.

Im Gegenzug verlangte ich, mit jemandem zu sprechen, der etwas zu sagen hatte und mich über die Langzeitstrategie des Islamischen Staats im Irak und in Syrien, kurz ISIS, aufklären konnte. Es war im Sommer 2014, drei Wochen, bevor die Gruppe weltweit bekannt wurde durch die Veröffentlichung eines Videos, das die Enthauptung des amerikanischen Journalisten James Foley zeigte. Doch bereits zu diesem Zeitpunkt vermutete ich, dass der IS eine zentrale Rolle im weltweiten Dschihad spielen würde. Ich hatte für die *New York Times*, diverse große deutsche Zeitungen und die *Washington Post* über militante Islamisten in Europa und dem Nahen Osten berichtet und mitverfolgt, wie sich die Gruppe nach den Anschlägen vom 11. September, zwei von den USA geführten Kriegen und dem sogenannten Arabischen Frühling formiert hatte. Im Lauf der Jahre hatte ich mit verschiedensten künftigen IS-Mitgliedern gesprochen.

Ich sagte meinen Kontakten, dass ich mir keine Fragen verbieten lassen und ihnen den fertigen Artikel auch nicht zur Freigabe vorlegen würde. Außerdem wollte ich eine Garantie, dass man mich nicht entführen würde. Und da mir eingeschärft worden war, niemanden von der *Washington Post* mitzubringen, bat ich, meinen Vertrauensmann mitnehmen zu dürfen – den Kontakt, der das Interview arrangiert hatte.

«Ich bin nicht verheiratet», sagte ich den IS-Anführern. «Ich kann nicht mit euch allein sein.»

Als muslimische, in Deutschland geborene und aufgewachsene Frau marokkanisch-türkischer Abstammung bin ich ein Sonderfall unter den Journalisten, die sich mit dem globalen Dschihad beschäftigen. Seit ich als Studentin meine ersten Artikel über die Selbstmordattentäter des 11. September schrieb, hat meine Herkunft es mir ermöglicht, mit Chefstrategen des Dschihad in Verbindung zu treten – wie eben dem Mann, den ich an jenem Julitag in der Türkei treffen sollte.

Mir war bekannt, dass der IS Journalisten als Geiseln nahm. Nicht bekannt war mir, dass der Kommandeur, der mich erwartete, für die Geiselnahmen zuständig war, zudem Vorgesetzter des Killers mit dem britischen Akzent, der immer wieder in den Enthauptungsvideos des IS auftauchte und als «Jihadi John» weltweit berüchtigt werden sollte. Später erfuhr ich, dass besagter Kommandeur – Abu Yusuf – maßgeblich bei den Folterungen der Geiseln mitwirkte, einschließlich Waterboarding.

Ein Treffen am Tag an einem öffentlichen Ort war mir verwehrt worden. Stattdessen sollte es nun nachts stattfinden, unter vier Augen. Ein paar Stunden vorher verschoben meine Kontakte den Zeitpunkt abermals, auf 23:30 Uhr. Keine sonderlich beruhigende Entwicklung. Ein Jahr zuvor hatten mich Beamte des Staatsschutzes in meiner Wohnung aufgesucht: Offenbar planten radikale Islamisten, mich mit der Zusage eines Exklusiv-Interviews in den Nahen Osten zu locken, dort zu entführen und anschließend mit einem Kämpfer zu verheiraten. Während ich mich an diese Warnung erinnerte, fragte ich mich, ob ich verrückt geworden war. Doch trotz meiner Angst knickte ich nicht ein. Wenn alles glatt lief, würde ich die erste westliche Journalistin sein, die einen hochrangigen IS-Kommandeur interviewte und mit heiler Haut davonkam.

Es war ein heißer Tag gegen Ende des Ramadans; ich saß in Jeans und T-Shirt in meinem Hotel und bereitete meine Fragen vor. Bevor ich aufbrach, zog ich eine schwarze Abaya an, ein traditionelles islamisches Überkleid, das außer Gesicht, Händen und Füßen den gesamten Körper bedeckt. Einer von Abu Musab al-Zarqawi Gefolgsleuten hatte es ein paar Jahre zuvor für mich ausgesucht, als ich die Heimatstadt des mittler-

weile verstorbenen al-Qaida-Anführers besucht hatte. Al-Zarqawis Gefolgsmann hatte sogar noch betont, die mit rosa Stickereien versehene Abaya sei ein besonders schönes Exemplar und der Stoff so fein, dass man sie auch bei heißem Wetter problemlos tragen könne. Seither ist sie für mich zu einer Art Glücksbringer geworden. Ich trage sie immer bei heiklen Missionen.

Das Treffen mit Abu Yusaf sollte an der türkisch-syrischen Grenze stattfinden, unweit des Grenzübergangs bei Reyhanli. Ich kannte die Gegend gut: Meine Mutter war in der Nähe aufgewachsen und ich als Kind oft dort gewesen.

Ich verabschiedete mich von meinem Reporterkollegen Anthony Faiola, hinterließ ihm ein paar Telefonnummern, unter denen er meine Familie erreichen konnte, falls etwas schiefging. Um 22:15 Uhr holte mich der Mann, der den Kontakt hergestellt hatte, vom Hotel ab; ich werde ihn hier Akram nennen. Nach etwa fünfundvierzig Minuten Fahrt bogen wir auf den Parkplatz eines Hotelrestaurants nahe der Grenze ab und warteten. Kurz darauf tauchten zwei Autos aus der Dunkelheit auf. Der Fahrer des ersten Wagens, eines weißen Honda, stieg aus. Akram setzte sich hinters Steuer, und ich nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Ich wandte mich zu meinem Interviewpartner, der auf der Rückbank saß. Ich schätzte Abu Yusaf auf etwa siebenundzwanzig, achtundzwanzig; er trug eine weiße Baseballkappe und eine dunkle Brille, die seine Augen verbarg. Er war groß und gut gebaut, hatte einen kurzen Bart und schulterlange Locken. Mit seinem Polohemd und der khakifarbenen Cargo-Hose wäre er auf europäischen Straßen nicht weiter aufgefallen.

Neben ihm lagen drei Nokia- oder Samsung-Handys, alles ältere Modelle. Er erklärte, aus Sicherheitsgründen würde kein Kämpfer in seiner Position ein iPhone benutzen; sie ließen sich zu leicht orten. Er trug eine Digitaluhr, wie ich sie häufig an den Handgelenken amerikanischer Soldaten im Irak und in Afghanistan gesehen hatte. Seine rechte Hosentasche war ausgebeult; offensichtlich war er bewaffnet. Ich fragte mich, was passieren würde, wenn uns die türkische Polizei anhielt.

Akram startete den Motor, und wir fuhren durch das nächtliche Grenzgebiet, kamen durch ein paar kleine Dörfer. Das Geräusch des

Fahrtwinds drang an meine Ohren. Ich versuchte mir zu merken, wo wir langfuhren, doch mein Gespräch mit Abu Yusaf lenkte mich immer wieder ab.

Er sprach ruhig und leise, versuchte zu verbergen, dass er marokkanischer Herkunft war; zudem wollte er offenbar keinen Anhaltspunkt liefern, wo genau in Europa er gelebt hatte. Doch seine Gesichtszüge waren unverkennbar nordafrikanisch, und als ich vom klassischen Arabisch ins marokkanische Arabisch wechselte, verstand er auf Anhieb und beendete sein Versteckspiel. Es stellte sich heraus, dass er zwar in Marokko geboren, aber als Teenager nach Holland gekommen war. «Wenn Sie wissen wollen, ob ich auch Französisch spreche, brauchen Sie's nur zu sagen.» Er lächelte. Holländisch sprach er auch. Später fand ich heraus, dass er ein Ingenieurstudium absolviert hatte.

Während der Fahrt schilderte er mir seine Vision: Der IS würde die Muslime von Palästina bis Marokko und Spanien befreien und den Islam schließlich über die ganze Welt verbreiten. Jeder, der Widerstand leistete, würde dafür mit dem Leben bezahlen. «Wenn die Vereinigten Staaten Blumen regnen lassen, werden wir ebenfalls Blumen regnen lassen», sagte Abu Yusaf. «Aber wenn sie Feuer regnen lassen, zahlen wir es ihnen ebenso mit gleicher Münze heim, auch auf ihrem eigenen Terrain. Und das gilt genauso für jedes andere westliche Land.»¹

Er erklärte mir, der IS verfüge sowohl über die nötigen finanziellen Mittel als auch das erforderliche Know-how. Tatsächlich hatte sich die Terrorvereinigung bereits still und heimlich etabliert, ehe die Weltöffentlichkeit auf sie aufmerksam geworden war. Zu ihren Mitgliedern gehörten gebildete Leute aus westlichen Ländern, erstklassig ausgebildete Elitesoldaten aus Saddam Husseins Republikanischer Garde und ehemalige al-Qaida-Kämpfer. «Glauben Sie ernstlich, uns würden sich nur Schwachköpfe anschließen?», fragte er. «Von wegen. In unseren Reihen stehen Brüder aus England mit Uni-Abschlüssen, Brüder mit pakistanischen, somalischen, jemenitischen, ja sogar kuwaitischen Wurzeln.» Später begriff ich, dass er von den Wachen sprach, die mehrere IS-Geiseln als die «Beatles» bezeichnet hatten: Jihadi John und drei andere mit englischem Akzent.

Ich fragte, was ihn dazu bewogen hatte, sich der Organisation anzuschließen. Abu Yusaf erwiderte, er hätte die Nase voll gehabt von der Heuchelei westlicher Politiker, die immer von Menschenrechten und Religionsfreiheit faselten, muslimische Bürger aber wie Menschen zweiter Klasse behandelten. «Sehen Sie sich doch an, wie wir in Europa behandelt worden sind», sagte er. «Ich wollte dazugehören, Teil der Gesellschaft sein, in der ich aufgewachsen bin, aber ich hatte immer das Gefühl: Du bist nur ein Muslim, nur ein Marokkaner, die werden dich nie akzeptieren.»

Die US-Invasion im Irak sei ungerechtfertigt gewesen, sagte er: Es habe keine Massenvernichtungswaffen gegeben, im Abu-Ghraib-Gefängnis seien Irakis gefoltert und die Amerikaner nicht dafür zur Rechenschaft gezogen worden. «Und dann zeigen sie auch noch mit dem Finger auf uns und beschimpfen uns als Barbaren.»

«Sie behaupten, Sie wollen nicht, dass Unschuldige zu Schaden kommen», sagte ich. «Und weshalb entführen und töten Sie dann selbst Unschuldige?»

Er schwieg ein paar Sekunden lang. «Jedes Volk hat die Chance, sich zu befreien», gab er dann zurück. «Wenn die Menschen es nicht tun wollen, ist das ihr Problem. Nicht wir haben sie angegriffen – sie haben uns angegriffen.»

«Was erwarten Sie, wenn Sie Menschen als Geisel nehmen?», fragte ich.

Er begann, von seinem marokkanischen Großvater zu erzählen, der gegen die französischen Kolonialherren gekämpft hatte, zog Parallelen von einem Dschihad zum anderen. «Die Amerikaner wollten den Irak zu ihrer Kolonie machen», sagte er. «Und jetzt führen wir den Heiligen Krieg, um die muslimische Welt zu befreien.»

Mein eigener Großvater aber hatte ebenfalls in Marokko für die Freiheit gekämpft. Als ich ein kleines Mädchen gewesen war, hatte er mir oft von jenem «Dschihad» erzählt, davon, wie die Muslime und ihre «jüdischen Brüder» alles darangesetzt hatten, die Franzosen aus dem Land ihrer Väter zu vertreiben. «Aber Frauen und Kinder haben wir nicht getötet, auch keine Zivilisten», hatte mein Großvater gesagt. «Im Dschihad

ist das verboten.» Sein Krieg war nichts im Vergleich zu den Gräueltaten, die der IS verübte.

«Aber er hat in seinem Heimatland gekämpft», wandte ich ein. «Das hier ist nicht Ihr Land.»

«Das hier ist das Land aller Muslime.»

«Ich bin in Europa aufgewachsen, habe dort studiert», sagte ich. «Genau wie Sie.»

«Und wieso glauben Sie dann immer noch, das europäische System sei fair und gerecht?»

«Was ist die Alternative?»

«Die Alternative ist das Kalifat.»

Unsere Debatte war hitzig geworden, persönlich. Es schien so viele Parallelen zwischen seiner und meiner Vorgeschichte zu geben. Und doch hatten wir komplett andere Wege eingeschlagen – wobei der meinige in seinem Weltbild eindeutig nicht der war, den eine Muslimin einschlagen sollte.

«Warum tun Sie sich das an?», fragte er. «Glauben Sie ernstlich, der Westen würde uns respektieren? Uns Muslimen die gleichen Rechte einräumen? Es gibt nur einen richtigen Weg – unseren Weg.» Wobei er mit «uns» den sogenannten Islamischen Staat meinte.

«Ich habe Ihre Sachen gelesen», sagte er. «Sie haben den Kopf von al-Qaida im Maghreb interviewt. Warum sind Sie nur Zeitungsreporterin? Warum haben Sie keine eigene Sendung im deutschen Fernsehen? Warum sitzen Sie nicht längst in der Chefetage, bei all den Auszeichnungen, die Sie bekommen haben?»

Mir war durchaus bewusst, wovon er sprach. Um in meinem Heimatland als Muslimin mit Migrationshintergrund, selbst als Kind von Einwanderern beruflich aufzusteigen, muss man sich anpassen und Europas Fortschrittlichkeit preisen. Wer die Regierung allzu deutlich kritisiert oder, sagen wir, unbequeme Fragen zu Außenpolitik oder Islamophobie stellt, muss mit heftigem Gegenwind rechnen.

Das Kalifat war definitiv keine Lösung. Dennoch konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, dass die westlichen Gesellschaften kaum Fortschritte dabei gemacht hatten, die Radikalisierung junger muslimi-

scher Männer zu verhindern. Mehr geheimdienstliche Aktivitäten, mehr Restriktionen sind nicht die Lösung, ebenso wenig wie globale Überwachungsnetzwerke, mit denen die Freiheit unschuldiger Bürger ebenso eingeschränkt wird wie die von Verdächtigen. Abu Yusaf gehörte zu einer Generation junger Muslime, die durch den amerikanischen Einmarsch im Irak radikalisiert worden waren, ähnlich wie sich die vorhergehende Generation nach der sowjetischen Invasion in Afghanistan im Jahr 1979 radikalisiert hatte. Ein wenig erinnerte er mich an meinen jüngeren Bruder, und ich fühlte mich plötzlich verantwortlich für ihn. Aber es war zu spät; ich konnte nichts mehr ungeschehen machen.

«Mag sein, dass wir diskriminiert werden und die Welt ungerecht ist», sagte ich. «Aber Ihr Kampf ist nicht der Dschihad. Hätten Sie in Europa Karriere gemacht, das wäre der wahre Dschihad gewesen. Wenn auch ein bisschen mühevoller. Sie haben es sich ziemlich einfach gemacht.»

Ein paar Sekunden lang herrschte Schweigen.

Abu Yusaf hatte darauf bestanden, mich nach Antakya zurückzubringen, statt mich an unserem ursprünglichen Treffpunkt abzusetzen, und inzwischen befanden wir uns in der Nähe meines Hotels. Ich bedankte mich und stieg aus dem Wagen. Selbst um diese Uhrzeit waren die Cafés und Imbisse voll mit Leuten, die vor Sonnenaufgang aßen, wie es im Ramadan üblich ist, wenn Muslime tagsüber fasten. Ich war froh, das Interview bekommen zu haben, aber gleichzeitig beschlich mich ein Gefühl tiefen Unbehagens. «Egal ob die USA, Frankreich, England oder irgendein arabisches Land», hatte er gesagt. «Wer auch immer uns angreift, dem werden wir es doppelt und dreifach heimzahlen, auf seinem eigenen Territorium.»

Wir verlieren einen nach dem anderen, dachte ich. Aus diesem Typen hätte etwas ganz anderes werden können. Er hätte ein ganz anderes Leben führen können.

1. Fremde in einem fremden Land

Deutschland und Marokko, 1978–1993

Ich kam mit dichten schwarzen Locken und großen braunen Augen zur Welt. Meine Eltern waren mehr oder weniger die einzigen Einwanderer in unserem Frankfurter Viertel, und ich wurde zu so etwas wie einem lokalen Kuriosum. Ich hatte ein besonders ausdrucksvolles Gesicht, zog die Blicke aber auch deshalb auf mich, weil ich ganz und gar nicht deutsch aussah. Im Park ließen Eltern ihre Kinder stehen, um mich anzugaffen. In der Nähe der Klettenbergstraße, wo sich unsere Wohnung befand, waren viele amerikanische Soldaten mit ihren Familien stationiert. Sie grüßten uns freundlich, wenn wir ihnen begegneten.

«Du sahst ganz anders aus als die anderen Kinder», erzählte mir später Antje Ehrh, die im Lauf der Jahre zu einer Art Patentante für mich geworden war. «Wie kritisch du dreingeblickt hast, wenn du wegen irgend etwas sauer warst. Richtig böse, und wie! Alle haben sich in dich verliebt – du warst so lustig und hübsch, unglaublich süß.»

Ich wurde im Frühling 1978 geboren, am Vorabend einer Periode dramatischer Veränderungen in der muslimischen Welt. In den Monaten nach meiner Geburt kam es im Iran, in Saudi-Arabien und Afghanistan zu einer Reihe von Ereignissen, die die muslimische Welt erschütterten und jahrzehntelange Wirren nach sich zogen – Umstürze, Invasionen und Kriege.¹

Im Januar 1979 dankte der Schah von Persien ab und floh mit seiner Familie. Am 1. Februar kehrte Ayatollah Khomeini aus dem Exil zurück, rief die Islamische Republik Iran aus und wandte sich gegen seine ehemaligen Verbündeten, Intellektuelle und Liberale. Er initiierte eine Rück-

kehr zu konservativen religiösen und gesellschaftlichen Werten, beschränkte die Frauenrechte und setzte islamische Bekleidungs Vorschriften durch. Am 4. November besetzten radikale Studenten die amerikanische Botschaft in Teheran und nahmen achtundsechzig Geiseln, von denen zweiundfünfzig über ein Jahr lang festgehalten wurden.

Sechzehn Tage später, am ersten Tag des islamischen Jahrs 1400, stürmte eine Gruppe schwer bewaffneter religiöser Extremisten die heiligsten Stätten des Islam, die Große Moschee in Mekka und die Kaaba, die sich im Innenhof des Gebäudes befindet. Scharfschützen erklimmen die Minarette und feuerten auf Pilger und Polizisten – mit dem Ziel, die saudische Monarchie zu destabilisieren und ein radikalislamistisches Regime zu etablieren.

Die Besetzung der Großen Moschee dauerte zwei Wochen; geschätzt tausend Menschen kamen ums Leben, und die heiligen Stätten wurden massiv beschädigt, bevor es saudischen Truppen unter Mitwirkung einer französischen Antiterror-Einheit gelang, die letzten Aufständischen zur Aufgabe zu zwingen.² Die Auswirkungen der Aktion waren auf der ganzen Welt zu spüren und sollten lange nachhallen. Osama bin Laden geißelte die Entweihung des heiligen Schreins durch saudische Truppen in Videobotschaften, beschuldigte das saudische Königshaus und pries die «wahren Muslime», die die heiligen Stätten verwüstet hatten. Ein paar Wochen später marschierten sowjetische Besatzungstruppen in Afghanistan ein, was neun Jahre Krieg zur Folge hatte; bin Laden und andere muslimische Kämpfer schlossen sich dem afghanischen Widerstand an, legten den Grundstein für die Ära des globalen Dschihad.

Das Leben meiner Eltern war sehr viel weltlicher. Meine Mutter Aydanur stammte aus der Türkei, mein Vater Boujema war Marokkaner. Beide waren in den frühen Siebzigerjahren nach Westdeutschland gekommen – als Gastarbeiter, Teil einer Flut von Migranten aus Südeuropa, der Türkei und Nordafrika, die Arbeit suchten und sich ein besseres Leben aufbauen wollten. Zu jener Zeit hatte sich Deutschland noch nicht ganz von den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs erholt, war aber im Begriff, sich zu einer der führenden Industrienationen zu entwickeln. Das Land benötigte Arbeiter, junge, gesunde Menschen, die die Ärmel hochkrepeln

1. Fremde in einem fremden Land

konnten und sich nicht zu schade waren für die Jobs, die viele Deutsche nicht übernehmen wollten. Deutsche Firmen stellten Arbeitskräfte aus Griechenland, Italien, der Türkei, Jugoslawien, Spanien und Marokko ein.³ Unter ihnen: meine Eltern.

Meine Mutter war als Neunzehnjährige allein nach Deutschland gekommen, mit einem Zug voller Türken. In Hildesheim, unweit der ostdeutschen Grenze, verpackte sie Radios und Fernseher; sie wohnte in einem Haus mit lauter Migranten, teilte sich ein Zimmer mit drei anderen Frauen. Später zog sie nach Frankfurt, wo einer ihrer Brüder lebte. Sie hatte langes Haar, das sie aber nicht traditionell mit einem Kopftuch bedeckte, und sie trug gern Kleider, die ihre Beine zur Geltung brachten.

Meinen Vater lernte sie 1972 über einen älteren Marokkaner kennen, der die beiden zusammenbrachte, nachdem ihm meine Mutter in einem Café in einem Frankfurter Einkaufszentrum aufgefallen war, wo sie als Bedienung arbeitete. Zu jener Zeit verdiente mein Vater sein Geld als Koch in einem Restaurant namens «Dippegucker», bekannt für internationale und regionale Spezialitäten wie die Frankfurter Grüne Sauce, die mit Kräutern und saurer Sahne zubereitet und mit gekochten Eiern und Pellkartoffeln serviert wird. All das war Neuland für meinen Vater, der sich als Marokkaner um einiges besser mit der französischen Küche auskannte. Doch er hatte lange davon geträumt, nach Europa zu kommen, und seit seiner Ankunft in Deutschland ein Jahr zuvor hatte er sich schwer ins Zeug gelegt und galt als fleißiger, zuverlässiger Mitarbeiter.

Meine Mutter mochte ihn auf Anhieb. Trotzdem war sie skeptisch; bei Marokkanern solle man lieber Vorsicht walten lassen, sie würden zwar gut aussehen, aber nur die Algerier wären noch größere Hallodris, sagten ihre Freundinnen. Aus Neugier schaute sie im «Dippegucker» vorbei und stellte zu ihrer Überraschung fest, dass er dort tatsächlich als Koch tätig war, nicht bloß als Spüler, wie sie angenommen hatte. Er war groß und muskulös, hatte kräftige dunkle Locken und sah in seiner blütenweißen Montur mit Kochmütze ziemlich beeindruckend aus. Zudem fiel ihr auf, dass er sich auch anderen Leuten gegenüber außerordentlich freundlich und zuvorkommend verhielt. Ihr gegenüber sowieso; er lud sie auf einen Kaffee ein und fragte, wann sie sich wiedersehen würden. Und als sie am

nächsten Tag von der Arbeit nach Hause kam, wartete er mit einem Blumenstrauß und Pralinen auf sie.

«Wenn du glaubst, du kannst mit mir nach oben kommen, hast du dich getäuscht», sagte sie. Aber dann lud sie ihn trotzdem ein, und sie tranken noch ein paar Tassen Kaffee zusammen.

Ihre Gefühle füreinander vertieften sich schnell, und ein paar Wochen später ließen sie sich im Frankfurter Rathaus standesamtlich trauen. Trauzeuge meines Vaters war sein Chef, Trauzeugin meiner Mutter ihre japanische Mitbewohnerin.

Bald darauf war meine Mutter schwanger. Doch das Leben veränderte sich drastisch für Muslime und Araber in Westdeutschland, als eine Gruppe von acht palästinensischen Terroristen während der Olympischen Spiele 1972 in das Quartier des israelischen Olympia-Teams eindrang, einen Trainer und einen Gewichtheber tötete und neun andere Sportler als Geiseln nahm.⁴ Die Extremisten waren Mitglieder einer Terrororganisation, die sich *Schwarzer September* nannte. Sie verlangten die Freilassung von zweihundert arabischen Gefangenen, die in israelischen Gefängnissen einsaßen, sowie freies Geleit für sich selbst; andernfalls würden sie die Geiseln erschießen. Israel lehnte es ab, sich erpressen zu lassen. Die Deutschen hingegen erklärten sich bereit, die Terroristen und ihre Geiseln nach Tunesien auszufliegen. Eine Finte: Am Flughafen eröffneten deutsche Scharfschützen das Feuer auf die Palästinenser. Aber die Terroristen waren gut ausgebildet; sie erschossen die Geiseln, und der Sturm auf das deutsche Flugzeug endete in einem Desaster: Alle Geiseln, fünf der Geiselnehmer und ein deutscher Polizeiobermeister kamen ums Leben.

Jahre später stellte sich heraus, dass hinter dem *Schwarzen September* die Fatah steckte, eine von Jassir Arafat gegründete Guerilla-Organisation der PLO. Direkt nach dem Münchner Terroranschlag jedoch standen Muslime und Araber unter kollektivem Verdacht. Meine Eltern spürten den allgemeinen Argwohn, insbesondere mein Vater, der häufig von der Polizei angehalten wurde und seine Papiere vorzeigen musste. Die Wohnungen arabischer Studenten wurden durchsucht, weil die Polizei sie verdächtige, militante Zellen zu unterstützen oder ihren Mitgliedern

1. Fremde in einem fremden Land

Unterschlupf zu gewähren. «Manche Leute forderten sogar ‹Araber raus!›», erzählte mir mein Großvater später. Er stieß sich allerdings nicht daran, weil etwas Schlimmes passiert war und die Deutschen herauszufinden versuchten, wer hinter dem Anschlag steckte. Er verstand ihren Argwohn.

Die Lage blieb angespannt, denn in den Siebzigerjahren waren Terroranschläge in der Bundesrepublik Deutschland quasi an der Tagesordnung. Gruppierungen wie der *Schwarze September* oder die aus der Baader-Meinhof-Bande⁵ hervorgegangene Rote Armee Fraktion waren getrieben von ihrem Hass auf Israel und den «Imperialismus des Westens», doch ideologisch waren sie links und nicht religiös motiviert. Zur Baader-Meinhof-Bande gehörten auch Söhne und Töchter deutscher Intellektueller, die hochrangige Politiker und Wirtschaftsbosse als Faschisten betrachteten und sie bezichtigten, Nazis zu sein.⁶ Aber während die Baader-Meinhof-Bande sich auf Banküberfälle und Bombenanschläge spezialisierte, verlegte sich die Rote Armee Fraktion auf Flugzeugentführungen, Kidnapping und Mordanschläge. Beide Gruppen hatten Verbindungen in den Nahen Osten. Ende der Sechziger reisten Mitglieder der Baader-Meinhof-Bande in den Libanon, wo sie sich in einem palästinensischen Ausbildungslager im Bombenbau und in Guerillatechniken schulen ließen, und einige RAF-Angehörige arbeiteten bei verschiedenen Aktionen mit der PLO zusammen. Die RAF entführte westdeutsche Politiker und Industriebosse, darunter Hanns-Martin Schleyer, einen einflussreichen Wirtschaftsfunktionär und ehemaligen SS-Untersturmführer; er wurde im Oktober 1977 von seinen Entführern ermordet.

1973 wurde meine älteste Schwester Fatma geboren, ein Jahr später meine Schwester Hannan. 1977 erfuhr meine Mutter, dass sie zum dritten Mal schwanger war. Die Ärzte rieten ihr zu einem Abbruch, da sie fürchteten, dass ich mit einem Geburtsfehler zur Welt kommen würde, möglicherweise ohne Arme oder Hände. Meine Mutter war zutiefst beunruhigt.

«Alles liegt in Gottes Hand», sagte mein Vater. «Lass uns das Kind bekommen. Wir kriegen das schon hin, was immer auch geschieht.»

Damals kam es in Krankenhäusern nicht selten vor, dass türkische Männer ein Riesentheater veranstalteten, wenn ihre Frauen Mädchen zur Welt brachten. Sie wollten Söhne.

Als ich geboren wurde, sah der Arzt meine Mutter entschuldigend an. «Tut mir leid», sagte er. «Es ist ein Mädchen.»

«Geht es ihr gut?», fragte meine Mutter. «Hat sie Arme und Beine?»

«Es geht ihr nicht nur gut», antwortete der Arzt. «Sie hat mich gerade angepinkelt.»

Weil ich entgegen aller ärztlichen Prognosen gesund und munter war, nannten meine Eltern mich «Souad», was Arabisch ist und so viel wie «Glückskind» bedeutet. Und in vielerlei Hinsicht war ich ein sehr glückliches Kind. Die Klettenbergstraße, in der wir damals wohnten, ist eine der schönsten Straßen Frankfurts. Der Chef meines Vaters, dem auch das Restaurant gehörte, in dem er arbeitete, wohnte in der Klettenbergstraße 8 und vermittelte uns eine Wohnung im selben Haus, im obersten Stock, gleich unter dem Dach. In dem schon recht alten Gebäude gab es sechs Wohnungen; unsere Nachbarn waren hauptsächlich Banker, Manager oder Geschäftsleute. In der anderen Wohnung auf unserer Etage lebte eine Stewardess der Lufthansa. Wir waren die einzige Gastarbeiterfamilie.

Die Gegend war schön, unsere Wohnung nicht. Bei Regen tropfte es manchmal so stark durch die Decke, dass meine Mutter Eimer aufstellen musste. Meine Eltern arbeiteten beide, und nicht nur, um uns zu versorgen. Sie fühlten sich verantwortlich für ihre Familien und schickten jeden Monat Geld nach Marokko und in die Türkei. Meine beiden Schwestern kamen tagsüber zu einer deutschen Babysitterin. Und auf mich passte die jüngere Schwester meiner Mutter auf, die nach Deutschland gekommen war, um ihre Brüder zu besuchen.

Als ich acht Wochen alt war, erfuhren meine Eltern, dass der Vater meiner Mutter schwer krank war. Einen Flug konnten sie sich so kurzfristig nicht leisten; die Reise mit dem Bus war günstiger, nahm aber vier Tage in Anspruch. Und meine Eltern befürchteten, die Reise würde zu viel für mich sein.

Antje Ehart und ihr Mann Robert, die in unserem Haus lebten, boten

1. Fremde in einem fremden Land

an, während der vierwöchigen Abwesenheit meiner Eltern auf mich aufzupassen. Meine Eltern nahmen an, bestanden aber darauf, für die Kosten aufzukommen. Doch ihre Rückkehr verzögerte sich, weil sich der Gesundheitszustand meines Großvaters verschlechterte und sie beschlossen hatten, länger zu bleiben. Dort, wo sie waren, gab es kein Telefon. Die Ehrts begannen allmählich, sich Sorgen zu machen: Wie sollten sie den Behörden erklären, wie dieses Baby in ihre Hände geraten war?

Nachdem meine Eltern zurückgekehrt waren, wurden die Ehrts zu so etwas wie Patentante und Patenonkel für mich. Sie hatten zwei eigene Kinder und waren aufgeschlossener und weltoffener als andere Leute in unserer Nachbarschaft. Sie ließen mich in meinem Babykörbchen im Schlafzimmer, wenn sie in der Küche aßen. Doch das gefiel mir gar nicht. Ich wollte dort sein, wo etwas los war. Und so brüllte ich mir die Lunge aus dem Leib, bis sie mich holten. Das Babykörbchen mit der kleinen «Madame» stellten sie dann auf die Arbeitsplatte, so dass ich bei ihnen sein konnte.

Im Erdgeschoss wohnte noch ein anderes Ehepaar, das mich prägen sollte. Ruth und Alfred Weiss waren Überlebende des Holocaust. Mein Vater holte manchmal beim Bäcker Brot für sie, und meine Mutter brachte ihnen Kekse oder Essen vorbei.

«Viele meiner Lehrer waren Juden», sagte mein Vater uns immer. «Und ich bin ihnen überaus dankbar für alles, was sie mir beigebracht haben.»

Als ich ein paar Monate alt war, beschloss die Schwester meiner Mutter – diejenige, die zwischendurch auf mich aufgepasst hatte –, in die Türkei zurückzukehren, um sich um meinen Großvater zu kümmern. Meine Eltern überlegten, ob sie mich in die Obhut meiner marokkanischen Großmutter geben sollten, damit jemand rund um die Uhr für mich da war; außerdem würde ich so Arabisch lernen und im Sinne des Islam erzogen werden.

Es schien eine kluge Entscheidung. Weil ich noch gestillt wurde und meine Mutter nicht bei mir sein konnte, machte meine Großmutter in ihrer Nachbarschaft eine Berberfrau ausfindig, die meine Amme wurde. Aber meine Mutter war zu Tode betrübt – die ersten prägenden Erfah-

runge meines Lebens würde ich ohne sie machen, in einem weit entfernten Land.

Meine Großmutter Ruqqaya war nach einer der Töchter des Propheten benannt worden. Sie und ihre Verwandten hießen mit Nachnamen Sadiqqi und waren Nachkommen von Moulay Ali al-Cherif, einem marokkanischen Adligen, dessen Familie aus dem heutigen Saudi-Arabien stammte und dabei geholfen hatte, Marokko im 17. Jahrhundert zu vereinen. Er gehörte zur Dynastie der noch heute über Marokko herrschenden Alawiden und war somit ein *Scherif* – ein Ehrentitel, der ausschließlich den Nachfahren von Mohammeds Enkel Hasan vorbehalten ist.⁷

Meine Großmutter stammte aus einer vermögenden Familie aus der Provinz Tafilalt und war in den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts in der Stadt Er-Rachidia aufgewachsen. Zu jener Zeit wurden Geburtstage nicht immer sorgfältig registriert, doch sie konnte sich daran erinnern, wie die Franzosen 1912 in Marokko einmarschiert waren.⁸ Ihre Familie besaß Land in der Region, und sie erzählte mir häufig von den Dattelpalmen dort, von den Kühen, Schafen, Ziegen und Pferden, die sie gehalten hatten. Wegen ihrer Verbindung zum Propheten galt ihre Familie als adlig, weshalb ihre Angehörigen und sie gelegentlich mit ihrem Ehrentitel angesprochen wurden – die Männer mit *moulay* und *scharif*, die Frauen mit *scharifa* oder *lalla* –, auch wenn meine Großmutter nie Wert auf derartige Formalien legte.

Als junges Mädchen, mit gerade dreizehn oder vierzehn Jahren, wurde sie mit dem Sohn eines engen Freundes ihres Vaters verheiratet, einem gut situierten Jungen aus besten Verhältnissen, der nur wenige Jahre älter war als sie. Ein Jahr später schenkte sie einem kleinen Jungen das Leben. Im Lauf der nächsten Jahre brachte sie einen weiteren Sohn und eine Tochter zur Welt, doch ihr Mann wurde immer öfter gewalttätig, schlug sie und die Kinder, weshalb sie ihren Eltern erklärte, dass sie sich scheiden lassen wolle. Das wurde in der Familie zwar diskutiert, doch ihr Vater und ihr Schwiegervater waren freundschaftlich und geschäftlich zu eng verbunden. Hab Geduld, wurde ihr geraten, manchmal geben sich solche Probleme auch wieder. Meine Großmutter aber spielte nicht mit. Sie ließ sich von ihrem Mann scheiden und nahm ihre drei Kinder mit.

1. Fremde in einem fremden Land

Damals war das ein radikaler Schritt, und meine Großmutter wurde verstoßen. Sie war jung und auf sich allein gestellt, konnte weder lesen noch schreiben und hatte nie einen richtigen Beruf erlernt, schlicht weil es nicht nötig gewesen war. Sie flüchtete mit ihren Kindern nach Meknes, eine der vier Königsstädte Marokkos, und heiratete dort erneut. Sie sprach nie über ihren zweiten Ehemann, erwähnte lediglich, dass diese Ehe von nur sehr kurzer Dauer gewesen war: Er hatte sie verlassen, während sie ein weiteres Kind erwartete, ein Mädchen namens Zahra. Nun war sie wieder allein, noch dazu mit Kindern von zwei verschiedenen Männern. Sie schwor sich, nie wieder zu heiraten, sondern sich Arbeit zu suchen und ihre Familie allein durchzubringen. Sie schlug sich als Krankenpflegerin und Hebamme durch und verkaufte selbst hergestellte Heilöle.

Meine Großmutter hatte ihren eigenen Kopf, nahm große Risiken auf sich, vergaß dabei aber nie ihre Wurzeln. Sie erzählte mir, dass die Frauen des Propheten ihre wichtigsten Vorbilder gewesen waren.⁹ Seine erste Frau Chadidscha war eine erfolgreiche Geschäftsfrau; um einige Jahre älter als er, hatte sie Mohammed finanziell unterstützt und ihm nicht zuletzt den Rücken gestärkt, als sich sein eigenes Volk gegen ihn gewandt hatte. Sie wird von Sunniten und Schiiten als die Frau verehrt, die als Erste an Mohammeds religiöse Botschaft glaubte, als seine ergebenste und treueste Vertraute. Eine andere seiner Frauen, Aischa, war bekannt für ihre Intelligenz und ihre umfassende Kenntnis der *Sunna*, der Überlieferung der Worte und Taten Mohammeds, die von vielen Muslimen neben dem Koran als wichtigste theologische Quelle und verbindliches Regelwerk angesehen wird. Doch während Sunniten Aischa als Inspirationsquelle des Propheten verehren, wird sie von manchen Schiiten kritischer betrachtet. Sie unterstellen ihr, dem Propheten untreu gewesen zu sein, und machen geltend, ihr Aufbegehren gegen Mohammeds Schwiegersohn Ali sei eine unverzeihliche Sünde gewesen. «Lass dir bloß nicht einreden, dass die Frau im Islam unbedingt schwach sein muss», sagte meine Großmutter.

Den Mann, der mein Großvater werden sollte, lernte sie in Meknes kennen. Er hieß Abdelkader und stammte ebenfalls aus einer reichen

Familie. Zu dem Zeitpunkt aber, als sie sich begegneten, hatten ihn Gefängnis und Folter körperlich gebrochen, und von seinem Vermögen war nichts mehr übrig.

Mein Großvater kam aus der Provinz Al Haouz in der Nähe von Marrakesch. Dort war der Widerstand gegen die französischen Besatzer besonders stark ausgeprägt; in Al Haouz und anderen Teilen Marokkos kämpften Muslime und Juden Seite an Seite für die Unabhängigkeit. Mein Großvater, ein Stammesfürst und führender Kopf der regionalen Unabhängigkeitsbewegung, half dabei, Strategien zu entwickeln und die Widerstandskämpfer mit Waffen und Material zu beliefern. Sie nannten es einen Dschihad, doch mein Großvater und seine Kameraden hatten strikte Regeln: Sie attackierten nur französische Soldaten und Folterer, die für die Franzosen arbeiteten – keine Frauen oder Zivilisten.

Ende der Vierzigerjahre wurde mein Großvater eines Tages verhaftet; die Franzosen wollten Namen von ihm, wollten in Erfahrung bringen, wer in der Gegend sich dem Widerstand angeschlossen hatte. «Du wirst sogar noch mehr Land und Privilegien erhalten», sagte der Franzose, der ihn verhörte. «Aber wenn du nicht mit uns zusammenarbeitest, gehst du ins Gefängnis, und wir enteignen dich.»

Großvater ließ sich nicht einschüchtern. Selbst wenn ihm die Franzosen sein Land wegnahmen, so glaubte er, würde er es zurückbekommen, sobald Marokko die Unabhängigkeit erlangt hatte. Sie steckten ihn ins Gefängnis, schlugen ihn, zwangen ihn und andere Gefangene, stundenlang nackt in grotesken Stellungen auszuharren; sie urinierten auf sie, übergossen sie mit eiskaltem oder siedend heißem Wasser, manche wurden mit Flaschen vergewaltigt. Sie nahmen ihm seine Olivenhaine weg, seine Mandelbaum- und Orangenplantagen, seine Pferde. Ein Großteil seiner Besitztümer ging an Kollaborateure.

Er verbrachte mehrere Monate im Gefängnis. Nach seiner Entlassung durfte er nicht auf sein Gut zurückkehren; außer seinem Stolz und seiner Hoffnung war ihm nichts geblieben. Er ging nach Meknes und verdingte sich als Maurer; er verstand davon nichts, aber schließlich musste er überleben. Meknes entwickelte sich zu einem Handels- und Industriezentrum, und Häuser schossen wie Pilze aus dem Boden.

1. Fremde in einem fremden Land

Der Mann, dem einst Pferde und viele Morgen Land gehört hatten, beschloss, sich in Sidi Masoud niederzulassen, einem Viertel, das an eine Barackenstadt erinnerte. In Sidi Masoud lebten Menschen, die aus den verschiedensten Regionen und aus den verschiedensten Gründen nach Meknes gekommen waren; ihre notdürftigen Behausungen errichteten sie in aller Eile aus Holz, Blech und allen möglichen anderen billigen Materialien.

Eines Tages traf eine Frau aus adliger Familie mit ihren Kindern in Sidi Masoud ein. Einer von Abdelkaders Freunden, der von seiner Vergangenheit als Stammesfürst wusste, erzählte ihm lachend, dass er vom Status her nur noch an zweiter Stelle rangierte, da nun eine waschechte *scharifa* unter ihnen lebte.

Abdelkader wusste, dass besagte Frau Kinder hatte, weshalb er Süßigkeiten mitbrachte, als er sie besuchte, um sie willkommen zu heißen. Ihr Misstrauen war sofort geweckt; sie beschied ihm, dass sie weder Süßigkeiten noch sonstige Geschenke benötige. Er war schwer beeindruckt. Nach nur wenigen Wochen machte er ihr einen Heiratsantrag. Abdelkader war Mitte zwanzig, einige Jahre jünger als meine Großmutter, doch obwohl er immer noch ein glühender Verfechter der marokkanischen Unabhängigkeit war, hatten Haft und Folter deutliche Spuren hinterlassen. Als ich ihn als kleines Mädchen fragte, was das für Narben an seinen Händen und Armen wären, erklärte er mir, dass die Franzosen glühende Zigaretten auf seiner Haut ausgedrückt hätten; die Narben auf seinem Rücken stammten von einer Pferdepeitsche. Ich glaube, dass er sich zum Teil zu meiner Großmutter hingezogen fühlte, weil sie eine starke Frau und nicht zuletzt eine Heilerin war. Er sorgte für sie und die Kinder, so gut es ihm möglich war, adoptierte sogar ihre jüngste Tochter, die ohne Vater aufgewachsen war; auf ihrer Geburtsurkunde stand lediglich der Name ihrer Mutter.

1950, knapp ein Jahr nach ihrer Hochzeit, brachte meine Großmutter meinen Vater zur Welt; er war der Jüngste und ihr absoluter Liebling. Die Familie lebte in einem Häuschen, das kaum mehr als ein Verschlag aus Blech und Brettern war. Durch die Ritzen der dürrig zusammengenagelten Wände konnten sie das Blau des Himmels sehen. Es gab zwei kleine

Zimmer, weder fließend Wasser noch eine Küche. Das «Bad» befand sich in einer abgetrennten Ecke, mit einem Loch im Boden als Toilette und einem Eimer Wasser zum Waschen.

«Es gab einen einzigen Brunnen mit Trinkwasser», erzählte mir mein Vater. «Er war zwei Kilometer entfernt, und man musste die vollen Eimer den ganzen Weg zurückschleppen.»

Die Franzosen luden meinen Großvater immer noch gelegentlich vor, wenn sie ihn nicht einfach abführten. Sie sagten ihm, er könne sein Land immer noch zurückbekommen, er müsse nur mit ihnen kooperieren. Doch er weigerte sich, obwohl er sich um seine Familie sorgte. Er fürchtete besonders, dass die Franzosen meine Großmutter abholen würden, um ihm noch mehr Schmerz zuzufügen. Es ging das Gerücht, dass französische Soldaten und ihre Kollaborateure Frauen vergewaltigten. Mein Vater erinnerte sich, dass mein Großvater eine Pistole im Haus versteckt hatte. Einmal – mein Vater war vier oder fünf Jahre alt – stritten sich meine Großeltern, und meine Großmutter drohte, den Franzosen von der Waffe meines Großvaters zu erzählen. «Die werden dich einsperren, und dann bin ich dich ein für alle Mal los», sagte sie, und das war nur halb im Scherz gemeint. Mein Großvater wollte definitiv nicht zurück ins Gefängnis. Er nahm die Pistole mit in die Moschee und warf sie in die Latrine.

Meine Großeltern waren beide weiter im Widerstand aktiv, leisteten Überzeugungsarbeit, forderten Nachbarn auf, an den Protestmärschen gegen die französischen Besatzer teilzunehmen. 1956 erlangte Marokko endlich die Unabhängigkeit, doch mein Großvater erhielt seinen Grundbesitz nie zurück. Stattdessen versuchte ihn der Bürgermeister mit zwei Kilo Zucker abzuspeisen. Meine Großeltern lehnten ab. Beide waren zutiefst frustriert, und mein Großvater verfiel in eine Depression.

Als mein Vater sieben Jahre alt war, ließen sich meine Großeltern scheiden. Mein Großvater zog in einen anderen Stadtteil, und meine Großmutter war einmal mehr mit ihren Kindern auf sich allein gestellt.

«Sie stand morgens auf, betete, bereitete das Frühstück für uns und weckte meine älteste Schwester», erinnerte sich mein Vater. «Dann verließ sie das Haus in aller Frühe und kam erst kurz vor Einbruch der Dun-

1. Fremde in einem fremden Land

kelheit zurück.» Sie kochten auf einem primitiven Gasherd oder grillten ihr Essen über glühenden Kohlen. Sie besaßen ein kleines Radio, das aber nur funktionierte, wenn meine Großmutter genug Geld für Batterien hatte; zur Beleuchtung dienten Kerzen und Petroleumlampen.

Als ich, noch ein ganz kleines Mädchen, in Marokko ankam, lebte meine Großmutter nicht mehr in dem Elendsviertel. Dank der finanziellen Unterstützung meines Vaters war es ihr möglich gewesen, ein Haus im Zentrum von Meknes zu kaufen; es hatte drei Zimmer, Küche und ein Bad mit traditioneller Hocktoilette und einem Wasserhahn in der Wand.

Mein Großvater erzählte mir vom Kampf gegen die französischen Kolonialherren. Außerdem sagte er mir einmal, die mächtigsten Leute seien diejenigen, die lesen und schreiben könnten, weil sie anderen die Welt erklären würden, die Deutungshoheit über die Geschichte innehätten. Er befürchtete, die Leute würden nur die Lesart der Kolonisatoren zu hören bekommen, und die Geschichten der einfachen Leute würden dadurch in Vergessenheit geraten.

Drei Häuser entfernt von meiner Großmutter lebte eine jüdische Familie. Oft brachte uns die Mutter freitags hausgemachtes Brot, das sie, wie sie erklärte, speziell für diesen Tag gebacken hatte. Inzwischen weiß ich, dass es sich um für den Schabbat zubereitetes Challa handelte. Meine Großmutter revanchierte sich mit Couscous oder Plätzchen. Oft spielte ich mit ihrer Tochter Miriam. Sie war zwei Jahre älter als ich und sprach fließend Französisch; wir nannten sie «Meriem», das war die marokkanische Variante ihres Namens. Ich war noch nicht ganz vier Jahre alt, als sie und ihre Familie nach Frankreich zogen.

Meine Großmutter hatte tiefliegende dunkle Augen und weißes Haar, das sie manchmal mit Henna färbte. Sie war etwa 1,70 Meter groß, hatte kräftige Hände und einen festen, muskulösen Körper, geformt von Jahrzehnten harter Arbeit; ihr dunkler Teint kam von den Heilölen, mit denen sie sich einrieb. Sie hatte ein unwiderstehliches, ansteckendes Lachen.

Sie lebte in der Stadt, aber bei ihr ging es zu wie auf einem Bauernhof. Sie besaß zwar kein Land, aber sie hielt Hühner, Kaninchen und Tauben in einem winzigen Hof zwischen Wohnzimmer und Küche. Den lokalen

Metzgern traute sie nicht über den Weg. Sie kümmerte sich um ein paar Katzen in der Nachbarschaft und fütterte sie; der Prophet Mohammed hat Katzen geliebt, und wir sollen sie gut behandeln, sagte sie stets. Stand ein Bettler vor unserer Tür, ließ sie ihn nie ziehen, ohne ihm etwas zu essen gegeben zu haben; manchmal kam ich heraus, setzte mich auf die Stufen vor der Tür und stellte dem Bettler naseweise Fragen, etwa, warum er so arm sei. Meiner Großmutter war das sehr peinlich. «Warum lässt du den Mann nicht essen?», unterbrach sie mich dann, aber ich wollte alles ganz genau wissen. Außerdem hatte sie stets ein paar aufmunternde Worte für die armen Kerle übrig, versuchte, ihnen ein wenig Hoffnung zu geben: «Du machst gerade schwierige Zeiten durch, aber Gott ist groß, und alles wird wieder besser.» Sie nannten sie respektvoll *Haddscha*, ein Ehrentitel, der eigentlich Frauen vorbehalten ist, die den *Haddsch* vollzogen haben, die große Pilgerreise nach Mekka, wo meine Großmutter aber nie gewesen war.

Obwohl sie aus begüterten Verhältnissen stammte, war sie eine perfekte Wirtschaftlerin. Da sie Hühner hielt, mussten wir auch nicht hungern, wenn das Geld knapp war. Die Eier verwendete sie zum Kochen und Backen. Ihre Tauben hatte sie darauf abgerichtet, Botschaften zu überbringen, ein lukratives Nebengeschäft, und gelegentlich arbeitete sie als Melkerin auf einem Bauernhof (wenn sie mich mitnahm, zog ich die Kühe immer am Schwanz). Zudem arbeitete sie nach wie vor als Pflegerin und Hebamme und stellte ihre Heilöle her.

Münzen – ihr «kleines Geld», wie sie zu sagen pflegte – trug sie in einem Taschentuch mit sich herum, das sie in ihren langen marokkanischen Gewändern versteckte, ihr «großes Geld» – die Scheine – verbarg sie hingegen in ihrem BH. «Bewahre niemals all dein Geld an einem einzigen Ort auf», schärfte sie mir ein. «Du musst es verstecken, damit die Söhne der Sünde nicht mitkriegen, wie viel du hast.» Söhne der Sünde – so nannte meine Großmutter alle schlimmen Finger, vom Nachbarschaftsrüpel bis zum Schwerverbrecher. Damals fand ich ihren BH-Trick irgendwie skurril, doch viele Jahre später stellte ich fest, dass er für eine Reporterin in heiklen Situationen ausgesprochen nützlich sein kann. Für Bargeld oder Speicherchips ist ein BH ein nahezu perfektes Versteck, und

1. Fremde in einem fremden Land

gerade in der muslimischen Welt würden es nur wenige Leute wagen, einen Büstenhalter zu inspizieren.

Meine Großmutter war streng, aber überaus liebenswert. Wenn mein Großvater zu Besuch kam, fragte er häufig: «Warum heiraten wir eigentlich nicht noch mal?» Doch sie hatte ihren eigenen Kopf, und genau das unterschied sie von anderen Frauen. Sie fürchtete sich nicht davor, Risiken einzugehen; in dieser Hinsicht habe ich sie mir immer zum Vorbild genommen.

Egal, welchen Status, welche Stellung jemand hat, erklärte mir meine Großmutter, wenn er oder sie im Unrecht ist, muss man den Mund aufmachen. Einmal waren wir in einem überfüllten Bus in Meknes unterwegs; lauter junge Männer hatten es sich auf den Sitzen bequem gemacht, während wir stehen mussten. «Hat keiner von euch so viel Kinderstube, seinen Platz einer alten Frau mit einem kleinen Kind anzubieten?», fragte sie. Als ihr niemand auch nur die geringste Beachtung schenkte, platzte ihr der Kragen. «Ihr Söhne der Sünde!», rief sie. «Schämt euch in Grund und Boden! In Deutschland würden alle zugleich aufstehen – dort weiß man noch, was die Höflichkeit gebietet!» Der Busfahrer lachte und meinte, sie solle sich nicht so aufregen, doch schließlich genierte sich einer der jungen Kerle offenbar doch so sehr, dass er aufstand und ihr seinen Platz überließ.

Zu jener Zeit war die politische Lage in Marokko schwierig. Wer die Polizei oder die Regierung kritisierte, lief Gefahr, ernste Probleme zu bekommen. Meine Großmutter scherte sich nicht darum. Als ein Polizist sie einmal um eine «Spende» bat, als sie gerade aus der Bank kam, fragte sie, ob die Polizei neuerdings für wohltätige Zwecke sammle. Als der Polizist durchblicken ließ, dass er das Geld selbst einstecken wollte, begann meine Großmutter ihn auszuschimpfen – ob er sich nicht schäme, nicht nur, weil er korrupt sei, sondern auch, weil er ausgerechnet ihr das Geld aus der Tasche zu ziehen versuche, einer alten Frau, die für ihre Enkelin sorgen müsse? «Wieso fragst du nicht ein paar Anzugträger, ob die dir das Leben mit einer kleinen Spende erleichtern wollen? Ich sage dir, warum: Weil du nicht den Mumm dazu hast. Stattdessen versuchst du's lieber bei armen Schluckern, die sowieso nichts haben!» Der Polizist

wollte sie beschwichtigen, doch sie wurde nur noch lauter, damit sie auch alle auf der Straße hören konnten. Und tatsächlich, es funktionierte: Schließlich zog er von dannen, ohne auch nur einen Centime eingestrichen zu haben.

Ich werde nie vergessen, wie sie sich für mich einsetzte. Meine Großmutter konnte nicht lesen, allerdings kannte sie den Großteil des Korans in- und auswendig. Als ich fast vier war, beschloss sie, mich zur Koranschule zu schicken. Und so hockte ich jeden Tag morgens zusammen mit den anderen Kindern auf dem Boden und lernte Suren auswendig, und freitags hörte mich meine Großmutter ab. Unser Lehrer, ein sogenannter *fqih*, las die Verse vor, und wir wiederholten sie. Doch der Lehrer war ein aggressiver junger Mann, und wenn eins von uns Kindern nicht spurte, schlug er ihm mit einem eisernen Lineal auf die Finger.

Meine Großmutter wachte wie eine Glucke über mich, nahm die Verantwortung, die meine Eltern ihr übertragen hatten, keine einzige Sekunde auf die leichte Schulter. An meinem ersten Tag in der Koranschule sprach sie mit dem *fqih*, Si Abdullah. «Meine Enkelin wird nicht bestraft», warnte sie ihn. «Unterstehen Sie sich, sie jemals zu schlagen.» Eines Nachmittags erwischte er mich, wie ich während des Unterrichts mit einem anderen Kind redete. Er zückte sein Lineal und befahl mir, die Hände auszustrecken, Handflächen nach oben, und schlug zu. Dann wies er mich an, die Hände umzudrehen, und schlug noch einmal zu. Ich jaulte laut auf vor Schmerz, brach in Tränen aus und rannte aus dem Klassenzimmer, die Straße hinunter zum Haus meiner Großmutter.

Weinend erzählte ich ihr, dass Si Abdullah mich geschlagen hatte. Als sie die Striemen auf meinen Händen sah, platzte ihr der Kragen. Sie nahm mich an der Hand und lief mit mir zurück zur Schule. Wir stürmten mitten in den Unterricht hinein. Meine Großmutter streifte eine ihrer Sandalen vom Fuß und drosch damit vor der ganzen Klasse auf Si Abdullah ein, während sie ihn in einem fort anschrie. «Was fällt Ihnen ein, meine Enkelin zu schlagen?!», herrschte sie ihn an. Ich weinte immer noch, doch alle anderen Kinder lachten, während Si Abdullah erschrocken vor ihr zurückwich und den Kopf einzog.

Großmutter war so inspirierend, dass ich mir ihre Streitlust zum Vor-

1. Fremde in einem fremden Land

bild nahm und ständig Widerworte gab. Einmal, als ein Freund meines Vaters namens Mahmoud bei uns zu Besuch war, bereitete sie mir eine meiner üblichen Mahlzeiten: zwei bis drei Tage altes Brot mit warmer Milch, Honig und Zimt. «Ich will das nicht schon wieder», sagte ich. «Jeden zweiten Tag muss ich das essen.»

«Du isst, was auf den Tisch kommt», erwiderte sie.

«Aber warum machst du immer dieses Brot mit Milch? Meine Eltern schicken dir genug Geld – wir könnten uns auch andere Sachen leisten.»

«Du solltest lieber *Alhamdulillah* sagen und dankbar dafür sein, dass du etwas zu essen hast, du kleine Teufelin», benutzte sie eine oft verwendete arabische Formulierung für «Gelobt sei Gott». «Es gibt so viele arme Menschen, die froh wären, wenn sie überhaupt etwas zu beißen hätten.»

Sie und Mahmoud waren verblüfft über die Vehemenz, mit der ich meine Argumente vorbrachte, zumal ich erst vier Jahre alt war. Mahmoud lachte laut, als er meine Antwort hörte: «Also, Großmutter, wenn dir die armen Leute so sehr am Herzen liegen, warum lädst du sie dann nicht ein und lässt sie das hier essen?»

Meine Großmutter war sehr reinlich. In unserem Bad hatten wir fließend Wasser, doch zwei Mal pro Woche schleifte sie mich ins *hammam*. Ich hasste diese Dampfbäder, die Hitze, das Dunkel, den Geruch der Olivenölseife, die lauten, schrillen Stimmen der nackten Frauen, die mir schier das Trommelfell zerrissen. Die Frauen, die dort arbeiteten, schrubbten mich grob mit heißem Wasser und Seife ab. Meine Großmutter sagte, ich solle die Augen schließen und leise sein, aber für mich war es die pure Folter.

Im Sommer war es in Meknes brütend heiß. Der Geruch des sandigen Bodens hing in der Luft. Wenn es regnete – was nur selten vorkam –, öffneten alle die Türen und atmeten tief durch. Ich liebte es, im Regen zu tanzen; erwischte mich meine Großmutter dabei, rief sie, ich solle sofort wieder ins Haus kommen, sonst würde ich mir noch den Tod holen. «Aber wenn mich der Regen jetzt sauberwäscht», rief ich zurück, «müssen wir diese Woche nicht mehr ins *hammam*!»

Meine Großmutter hätte mich am liebsten für immer bei sich in Marokko behalten, doch nach drei Jahren beschlossen meine Eltern, mich

nach Deutschland zurückzuholen. Meine Großmutter traf die Ankündigung wie ein Schock.

Während sie mit meinen Eltern sprach, sah ich sie zum ersten Mal weinen. Aber sie verstand auch, dass meine Mutter, mein Vater und meine Geschwister endlich wieder mit mir vereint sein wollten.

Drei Monate später holte mein Vater mich ab. Ich kann mich noch erinnern, wie ich meine Großeltern umarmte und wir alle Tränen vergossen. Meine Großeltern baten mich, meine Herkunft nicht zu vergessen. «Ich werde euch bald wieder besuchen», sagte ich. «Und ich werde ganz bestimmt nicht vergessen, woher wir kommen. Niemals, Ehrenwort.»

In Frankfurt traf ich endlich meine beiden Schwestern wieder. Es war Dezember, und zum ersten Mal in meinem Leben sah ich Schnee. Ich erfuhr, dass meine älteste, inzwischen neun Jahre alte Schwester Fatma wegen Komplikationen bei ihrer Geburt einen Hirnschaden davongetragen hatte. Sie war auf Hilfe und Unterstützung angewiesen und in einer speziellen Einrichtung untergebracht. Hannan war nur ein Jahr jünger als Fatma, und wir freundeten uns schnell an.

Meine Großeltern fehlten mir sehr, und ich brauchte eine ganze Weile, bis ich mich wieder an meine Eltern gewöhnte. Meine Mutter sprach Arabisch, aber ich verstand sie kaum, wenn sie kein *darija* sprach, den maghrebischen Dialekt; sie beherrschte ihn zwar, doch ihren Akzent fand ich ausgesprochen seltsam. Und dann war da noch jene merkwürdige Sprache, die sonst alle um mich herum sprachen. Ich verstand kein einziges Wort Deutsch.

Eines Abends stellten Fatma und Hannan je einen frisch geputzten Stiefel vor unsere Zimmertür und sagten, ich solle dasselbe tun – der «Nikolaus» würde heute Nacht kommen. Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redeten, und fragte, ob dieser Nikolaus ein Freund unserer Eltern sei. Meine Schwestern erzählten mir, dass der Nikolaus in der Nacht Süßigkeiten brachte, und je sorgsamer der Stiefel geputzt war, desto mehr Süßes würde es geben.

1. Fremde in einem fremden Land

Ich putzte also ebenfalls meine Stiefel – Trick siebzehn, der Nikolaus würde bestimmt beide füllen. Als meine Eltern uns ins Bett schickten, wollte mir der Nikolaus nicht aus dem Kopf gehen. Dann hörte ich ein Geräusch, und Sekunden später knipsten meine Eltern das Licht aus.

Ich stieg aus dem Bett, öffnete leise die Tür und sah nach meinen Stiefeln. Der eine war leer, der andere aber randvoll mit Bonbons und Schokolade gefüllt. Dieser Unbekannte entzückte mich – es war mehr Schokolade, als ich während meiner fast drei Jahre in Marokko zu Gesicht bekommen hatte. Im Dunkeln machte ich mich über die Süßigkeiten her, bis mein Stiefel beinahe leer war. Dann aber kamen mir meine Schwestern in den Sinn; sie würden bestimmt ein schlechtes Gewissen bekommen, wenn sie sahen, dass mein Stiefel leer war. Weshalb ich Bonbons und Schokolade aus ihren Stiefeln in meinen beförderte, bis alle etwa gleich gefüllt waren.

Am nächsten Morgen fragten sich meine Schwestern, warum der Nikolaus ihre Stiefel nicht bis ganz oben gefüllt hatte.

«Ihr solltet froh sein, dass er überhaupt vorbeigekommen ist», sagte ich. «Als ich in Marokko war, hat er mich immer vergessen.»

Meine Eltern lachten. «Wasch dir lieber mal die Schokolade ab», sagte meine Mutter.

Meine Eltern feierten mit uns den Nikolaustag, damit wir uns in Deutschland heimisch fühlten. Meine Mutter arbeitete in einer kirchlichen Einrichtung; ich ging in einen christlichen Kindergarten und später in den angeschlossenen Hort. Meine Eltern erklärten uns, dass die drei monotheistischen Weltreligionen vieles gemein hatten: Die Geschichte von Adam und Eva, die aus dem Paradies verbannt werden, findet sich nicht nur in der jüdischen und der christlichen Religion, sondern auch im Koran und anderen islamischen Überlieferungen. Abraham, der «Vater der Gläubigen», wird im Koran, der Tora und der Bibel erwähnt. Jesus gilt im Islam als bedeutender Prophet und spielt für Christen als Sohn Gottes ebenfalls eine wichtige Rolle. Der Prophet Mose ist Juden, Christen und Muslimen gleichermaßen ein Begriff. Feste Bestandteile aller drei Religionen sind das Fasten, der Glaube an einen Gott und die Bedeutung der heiligen Schriften. Meine Eltern erklärten weiter,

dass wir als Muslime alle Propheten verehrten und der Hauptunterschied zum Juden- und Christentum darin bestand, dass wir Mohammed als den letzten und größten Propheten ansahen.

Neben den islamischen Festtagen feierten wir auch Weihnachten, mit einem Plastikbaum, elektrischen Kerzen – meine Eltern hatten zu viel Angst, ein echter Baum mit echten Kerzen könnte Feuer fangen – und hübsch verpackten Geschenken. Zusammen besuchten wir den Weihnachtsmarkt, fuhren Karussell und aßen Weihnachtsplätzchen, geröstete Kastanien (meine Mutter konnte nicht genug davon kriegen) und salziges und süßes Popcorn; hinterher gingen wir meist noch zu McDonald's, Burger King oder Nordsee, wo wir uns den Bauch mit Fish & Chips vollschlugen.

Meine Mutter arbeitete als Wäscherin für die evangelische Kirchengemeinde. Eine Diakonisse leitete den Kindergarten, in den ich ging; unter den Erzieherinnen war auch eine Schreckschraube, die uns Mädchen manchmal Märchen vorlas. «Siehst du, alle süßen Prinzessinnen sind blond, und alle bösen Mädchen haben schwarze Haare», ließ sie mich einmal wissen. Ihre Bemerkung traf mich bis ins Mark, da ich das einzige dunkelhaarige Mädchen in der Gruppe war. «Aber war Schneewittchens Haar nicht schwarz wie Ebenholz?», gab ich zu bedenken, was sie allerdings nicht weiter zu interessieren schien. Dann und wann verpasste sie mir einen Klaps, wenn niemand hinsah, bis Hannan sie einmal dabei erwischte und sie anfauchte, dass sie das bleiben lassen solle.

In der Gemeindewäscherei arbeitete meine Mutter mit einer Diakonisse namens Schwester Helma und zwei Frauen aus Jugoslawien zusammen, Tante Zora und Tante Dschuka. Sie wuschen und bügelten die Schwestertrachten und die weißen Hauben. In der Waschküche standen mehrere Waschmaschinen – eine nur für Bettwäsche, eine andere nur für Hauben – sowie ein großer Trockner. Von der Arbeit mit dem schweren Bügeleisen bekam meine Mutter Rückenschmerzen, die sie noch Jahrzehnte später quälen sollten. Während der Pause tranken sie Kaffee und aßen Brot oder Burek, ein mit Schafskäse gefülltes Gebäck, das eine der jugoslawischen Frauen mitbrachte. Die Kopfbedeckungen

1. Fremde in einem fremden Land

der Diakonissen erinnerten mich an die Kopftücher meiner Großmutter und anderer älterer marokkanischer Frauen.

Von dem Fenster, an dem sie bügelte, blickte meine Mutter auf den Kindergartenspielplatz. Zuweilen winkte ich ihr zu, manchmal kam sie auch herüber, um mir etwas zu essen oder zu trinken zu bringen. Tante Zoras Mann arbeitete als Gärtner auf demselben Gelände. Er war oft betrunken, aber er hatte ein gutes Herz. Wenn meine Schwestern und ich ihn dabei ertappten, wie er gerade Bier trank, das er sich am Kiosk gegenüber geholt hatte, beschwor er uns jedes Mal, seiner Frau bloß nichts davon zu sagen, und kaufte uns Eis.

Im Dippegucker arbeitete mein Vater nicht nur mit einer ganzen Reihe von Deutschen zusammen, sondern auch mit einem Inder, den wir Onkel Baggi nannten, Onkel Latif aus Pakistan und einem schwulen Schotten namens Tom – für uns Onkel Tommy –, dessen Freund ihn manchmal von der Arbeit abholte. Die Männer trugen enge Hosen und Hemden und standen auf Rockmusik. Manchmal kamen sie zum Mittag- oder Abendessen, und wenn Latif oder Tommy ein paar Bier mitbrachten, wurde es lustig. Und manchmal übernachtete Onkel Tommy in unserem Gästezimmer, wenn er bis spät nachts arbeitete und keine S-Bahn mehr fuhr.

Latif übernahm alle möglichen Handwerks- und Reparaturarbeiten für Willy Berger, den Chef meines Vaters, sowohl im Restaurant als auch für ihn privat. Mitte der Achtziger flog Latif nach Pakistan, um seine Familie zu besuchen. Als er zurückkam, war er nicht wiederzuerkennen.

Kurz nach seiner Rückkehr rief mein Vater ihn an, weil das Licht in unserer Wohnung nicht ging. Als ich die Tür öffnete, erblickte ich Latif, der sonst immer enge Jeans und sein Hemd bis zum Brustbein offen getragen hatte, in einer weiten weißen Hose und einem traditionellen Gewand. Seine Haare waren gewachsen, und er hatte einen langen Bart.

Zuvor hatte er meine Mutter immer mit Handschlag begrüßt, doch nun weigerte er sich, sie zu berühren, ja ihr überhaupt in die Augen zu sehen. Er machte sich sofort an die Arbeit. Als mein Vater aus dem Supermarkt zurückkam, war ihm seine Überraschung deutlich anzusehen.

Meine Mutter hatte Kaffee und Kuchen vorbereitet, ließ meinen Vater aber wissen, dass sie sich nicht dazusetzen würde, da Latif sich in der Gegenwart von Frauen plötzlich nicht mehr wohl zu fühlen schien. Meine Schwestern und ich setzten uns zu den beiden Männern. Latif sah meinen Vater eindringlich an, während er mit ihm sprach. Ich war zwar erst sieben Jahre alt, aber ich erinnere mich, wie er sagte, meine Mutter und wir Mädchen müssten einen *Hidschab* tragen, ein Kopftuch, und dass mein Vater sich über den Dschihad schlaumachen solle, «den wir Muslime in Afghanistan führen». Außerdem sagte er, mein Vater solle die Freundschaft mit Onkel Tommy beenden, weil er ein Schwuler sei.

Später hörten wir, dass Latif in Pakistan mit verschiedenen Gruppen in Kontakt gekommen war, die den Krieg gegen die Sowjets unterstützten. Am Ende schloss er sich den Mudschahidin an. Ein *Mudschahid* ist allgemein jemand, der Heiligen Krieg führt, aber in Afghanistan wurden unter dem Namen die vielen islamistischen Splittergruppen zusammengefasst, die gegen die sowjetischen Truppen kämpften.

Latifs Anmaßung machte meinen Vater wütend. Er erklärte seinem alten Freund, er habe kein Recht, ihn über den Islam zu belehren – und mit wem er befreundet sei oder wie sich seine Frau und seine Töchter kleideten, ginge ihn allein etwas an.

Meine Mutter hörte, wie mein Vater laut wurde, und kam ins Wohnzimmer, um nach dem Rechten zu sehen.

«Tommy ist mit uns befreundet, und wenn dir das nicht passt, brauchst du dich hier nicht mehr blicken zu lassen», hörte ich meinen Vater sagen. Latif nahm seine Sachen und ging.

Einige Wochen später kam mein Vater nach Hause und berichtete, er habe Latif in der Stadt mit ein paar anderen bärtigen Männern gesehen. Sie hätten einen überdachten Stand aufgebaut, Bücher verteilt, den Leuten vom Krieg in Afghanistan erzählt und versucht, sie von ihrer Auslegung des Islam zu überzeugen. Sie hätten mit Migranten, aber auch mit Deutschen gesprochen, von denen viele die Teilung Deutschlands immer noch nicht verwunden hatten und die «gottlosen» Russen aus tiefster Seele verabscheuten.

«Die anderen waren Algerier, Marokkaner, Pakistani – und alle haben

1. Fremde in einem fremden Land

sie lautstark für den ›Dschihad‹ in Afghanistan geworben», fuhr mein Vater fort. Er wies meine Mutter an, Latif unter keinen Umständen noch einmal in unser Haus zu lassen. «Ich möchte nicht, dass meine Frau und meine Töchter mit solchen Leuten etwas zu tun haben.»

Zur selben Zeit geschah noch weit mehr in Europa. In England, Frankreich und Deutschland begannen Männer, die aus dem Krieg in Afghanistan zurückgekehrt waren, andere muslimische Einwanderer zu belehren, dass es ihre Pflicht sei, sich für unterdrückte Muslime in aller Welt einzusetzen. Damals wurden diese Männer nicht als Bedrohung angesehen. In Westeuropa hielt man sich einiges auf die Meinungs- und Redefreiheit zugute, und in gewisser Hinsicht wurden die ehemaligen Kämpfer als Verbündete im Kampf gegen die Russen betrachtet. Kein politischer Führer wäre auf die Idee gekommen, dass die Leute, die gegen die Sowjets kämpften, sich eines Tages gegen sie und ihre Verbündeten im Nahen Osten wenden würden. Sie erkannten nicht, dass ein geheimer Krieg begonnen hatte – zwischen säkularen, individualistischen Idealen und radikalen religiösen Ideologien, deren Verfechter sich erheben und das Unrecht bekämpfen wollten.¹⁰

Unsere Eltern wollten, dass wir uns in Deutschland integrierten, ohne dabei unsere eigene Kultur zu vergessen. An zwei Nachmittagen pro Woche besuchten wir eine vom marokkanischen Konsulat betriebene arabische Schule, wo uns ein marokkanischer Lehrer unterrichtete; trotzdem spielten wir nach der Schule meistens mit den Mitschülern aus unserer regulären Klasse. Im Gegensatz zu manchen anderen muslimischen Mädchen in Europa, die weder am Sport- noch am Schwimmunterricht teilnehmen, trieben wir regelmäßig Sport. Ich spielte sechs oder sieben Jahre lang Hockey, wobei mich meine Eltern tatkräftig unterstützten. Eine meiner Schwestern war eine Zeit lang sogar Mitglied in einer kirchlichen Jugendgruppe.

Dennoch erlaubten manche Leute in unserer Nachbarschaft ihren Kindern immer noch nicht, mit uns zu spielen. Zum Teil lag es daran, dass meine Eltern Arbeiter waren, aber es gab auch Kids, die sich über meine behinderte Schwester lustig machten; andere wiederum sagten, wir kämen aus einer rückständigen Kultur.